

Die Stillbeziehung und ihre Weiterentwicklung aus psychologischer Sicht

Autor(en): **Eggenberger, Emerita**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Hebamme : offizielle Zeitschrift des Schweizerischen Hebammenverbandes = Sage-femme suisse : journal officiel de l'Association suisse des sages-femmes = Levatrice svizzera : giornale ufficiale dell'Associazione svizzera delle levatrici**

Band (Jahr): **87 (1989)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-951129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

entsprechende Wünsche und Ängste im Kind und später erwachsenen Menschen geweckt und angelegt. Und spätestens beim Phänomen der Partnersuche, beim Verliebten tauchen alle diese Zwiespältigkeiten – bei beiden Partnern! – wieder auf. Die Hexenprozesse, das Verbrennen von den Frauen auf den Scheiterhaufen, ist nur die Spitze eines Eisberges, und gemeint ist damit des in dieser Zeit tobenden Geschlechterkampfes, der Ängste der beiden Liebespartner voreinander. Was die Konsequenzen betreffen, teilen sich nun die Wege von Mann und Frau. Während der Mann nie das bekommt von seiner Frau was er braucht, weil er es nicht annehmen darf, setzt er seine ganze Energie in den Beruf ein. Ein etwas abgegriffenes Schlagwort: Leistung statt Lust. Und genau das ist es was der Kapitalismus als Arbeitsethos braucht – damit ist der Mann unendlich ausbeutbar. Die Frau hingegen ist gefährdet, aus demselben Hintergrund alle ihre Energie und Liebe ins Kind zu verlegen, womit der Teufelskreis von Trennung – übergrosse Nähe wieder eine Spirale weitergedreht wird.

Ein kurzer Ausblick sei ins 19.-20. Jh. erlaubt, ins Zeitalter des Industriekapitalismus. Die Entfremdungsspirale zwischen Mutter und ganz kleinem Kind geht in der Geschichte ununterbrochen und kontinuierlich weiter – unabhängig davon was im «Oberstock» der Erziehung geschieht. Aber so wie wir im 12./13. Jh. einen Schub in Richtung Trennung und Vereinsamung kennengelernt haben durch die nächtliche Trennung von Mutter und Kind, so ist im 19./20. Jh. ein noch stärkerer Entfremdungsschub festzustellen: so verliert das Kind die Wicklung als Ersatz für den Körperkontakt mit der Mutter, ebenso wird die Wiege (zur Beruhigung) abgeschafft. Neu eingeführt wird das getrennte Kinderzimmer, wo das Kind den ganzen Tag isoliert gehalten wird, hinzu kommt die Fütterung des Kindes nur zu bestimmten Zeiten: die Vereinsamung ist perfekt und dies als Anpassung an den Industriekapitalismus. Vergessen wir nicht die Erfindung der Säuglingsstation zu Beginn unseres Jahrhunderts, da Mutter und Kind sofort nach der Geburt getrennt werden und nun auch die Prägung, das heisst die affektive Beziehung der Mutter zu ihrem Kind massiv gestört wird.

Und diese totale Entfremdung wiederum hat folgenden Hintergrund.

1) Nur ein solchermassen entfremdeter Mensch ist bereit – symbolisch gesprochen – als «Fließbandarbeiter» zu funktionieren; allgemeiner ausgedrückt:

nur so entfremdete Menschen sind bereit, die entfremdete Arbeit des Industriekapitalismus auszuführen.

2) Gleichzeitig aber entsteht dadurch ein unendlich grosses Potential an Nähe, Wärme – und Geborgenheitsbedürfnis, welches die erwachsenen Menschen – wegen der ebenso grossen Ängste vor diesen Wünschen nur noch ersatzweise im Konsumzwang oder besser im Konsumrausch oder in der Konsumwut kompensieren können. Und dies ist gleichzeitig der Motor, welcher das kapitalistische System aufrecht und am Leben erhält. Dass mit diesem Entfremdungsschub wie früher die Pest heute Aids oder eine andere Infektionskrankheit als Massenepidemie auszubrechen droht, dies ist Thema meines neuen Buches.

Ein Wort noch zu Ihrem Beruf, da Sie wieder versuchen die Mütter zum Stillen anzuregen. Und es geht natürlich bei weitem nicht nur um das Stillen, sondern die gleichen Mütter beginnen ihre Kinder wieder auf dem Körper herumzutragen, sie schliessen die Väter nicht mehr als potentielle Konkurrenten aus den Familien aus, im Gegenteil und schon heute entsteht auch wiederum die Diskussion, ob die Mutter ihr Kind nächtlicherweise zu sich ins Bett nehmen soll. Ich empfinde diese Entwicklung als Lichtblick am Horizont einer totalen Entfremdung, einer Spirale ohne Ende: es könnte das Ende des Teufelskreises in der Trennung von Mutter und Kind bedeuten. Gefährlich daran ist das Faktum, dass wie die Männer durch ihre hohen Ideale belie-

big bei der Arbeit ausbeutbar sind, es die Mütter in genau der gleichen Weise sind, was ihre Kleinkinder, was die Kindererziehung betrifft. Es ist gefährlich, die Mütter nochmals mit neuen Idealen zu belasten, da sie schon heute drohen, unter ihren bestehenden Idealen zusammenzubrechen! Vielmehr sollten wir den Müttern Mut machen, keine Normen zu übernehmen, sondern jede Mutter sollte ihren eigenen Weg suchen. Gleichzeitig aber kann mehr Nähe von Mutter und Kleinkind die Abschwächung der «Mordimpulse» – die «Heilung» des eigenen innerlich schreienden Babys – bedeuten.

Niemals aber sollten sie vergessen, dass sie mit dieser Art Arbeit und Aufklärung den Kapitalismus emotional aus den Angeln heben, indem sie ihm die für ihn notwendige Entfremdung zwischen Mutter und Kind entziehen. Jetzt verstehen Sie vielleicht auch besser, warum Sie mit so viel Widerstand in Ihrer Arbeit rechnen müssen. Es ist gleichzeitig aber auch eine «revolutionäre» Arbeit, weil der Kapitalismus mit seiner Zerstörungssucht an die Grenze der Belastbarkeit dieser Welt angelangt ist – durch die Drohung des atomaren Holocaust und durch die globale Umweltzerstörung. Diese Art Arbeit mit den Müttern oder besser: mit den Eltern, ist somit gleichzeitig ein erstes Suchen nach einer alternativen Lebensform, nach neuen Beziehungen und nach neuen Werten und damit auch nach einer neuen Wirtschaftsform, die hoffentlich nicht mehr so zerstörerisch ist. Ich wünsche Ihnen allen viel Mut zu Ihrer Arbeit.

Die Stillbeziehung und ihre Weiterentwicklung aus psychologischer Sicht

(gekürzte Fassung des Referates)

Prof. Emerita Eggenberger, Mittelschullehrerin für Psychologie und Pädagogik

Aus medizinisch-biologischer Sicht, sogar aus ernährungsmedizinischen Einsichten allein, gibt es – wie vor allem die vorherigen Vorträge unmissverständlich deutlich gemacht haben – eine Vielzahl von guten Gründen und Belegen für den Wert des Stillens, so dass zusätzliche psychologische Überlegungen zumindest nicht unbedingt erforderlich erscheinen. Nun fließt in die medizinische Argumentation selbstverständlich – und in jüngster Zeit wieder vermehrt – eine ganzheitliche Betrachtung des neugeborenen Kindes mit ein, auch wenn davon vielleicht nicht ausdrücklich die Rede ist: das Wissen darum, dass Körperliches und Seelisches sich funktionell nicht voneinander trennen lassen, sondern wichtigste Lebensvorgänge nur aus dem Zusammenspiel von beidem angemessen verstanden werden können.



Glücklicherweise wird bei Säuglingen und Kleinkindern diese Wechselwirkung von Körperlichem und Seelisch-Geistigem oftmals direkt augenfällig (anders als beim erwachsenen Menschen, bei dem solche Zusammenhänge auch gelten, aber meist nicht mehr so unmittelbar in Erscheinung treten).

Ich möchte *drei psychologische Aspekte* auswählen und näher zur Sprache bringen, die sich in der frühen Mutter-Kind-Beziehung als bedeutsam erwiesen haben und die weitere Persönlichkeitsentwicklung des Kindes und im Grunde auch diejenige der Mutter beleuchten helfen: sie haben – in Verbindung mit dem Nähren und Genährtwerden – mit dem Berühren, dem (An-)Schauen und dem Sprechen zu tun.

Ein ostafrikanischer Stammeshäuptling, Kabongo mit Namen, gibt eine Erinnerung an die Kindheit so wieder (Ich zitiere Baker, der 1955 mit ihm sprach, in der Übersetzung):

«Die Erinnerung an meine ersten Lebensjahre kreist um meine Mutter. Zuerst war sie immer da; ich erinnere mich an das angenehme Gefühl ihres Körpers, als sie mich auf dem Rücken trug, und an den Geruch ihrer Haut in der Sonnenhitze. Alles kam von ihr. Wenn ich hungrig oder durstig war, schwenkte sie mich nach vorne vor ihre vollen Brüste. Noch jetzt fühle ich, wenn ich die Augen schliesse, dankbar das Behagen, das mich erfüllte, wenn ich meinen Kopf an ihrer weichen Fülle barg und die süsse Milch trank, die sie mir gaben. Nachts, wenn die Sonne nicht mehr wärmte, traten ihre Arme, ihr Körper an ihre Stelle, und als ich älter wurde und mich für andere Dinge zu interessieren begann, konnte ich sie ohne Angst von ihrem Rücken aus betrachten. Wenn ich schläfrig wurde, brauchte ich nur die Augen zu schliessen.»¹⁾

«Alles kam von ihr», heisst es: Wärme, Schutz, Sicherheit, die Stillung von Hunger und Durst, Behagen. Von ihr ging also die Befriedigung verschiedenster Bedürfnisse aus.

Den Zweck meines Vortrages sähe ich dann erfüllt, wenn es gelänge, einige Einsichten zu vermitteln (oder auch nur zu vertiefen) in die vielschichtigen und feinen Vorgänge zwischen Mutter und Kind, die *Vorbedingung* sind für das Zustandekommen von solch guten Erinnerungsbildern.

Erster Gesichtspunkt:

Berühren – oder von der Bedeutung des nahen Körperkontakts zwischen Mutter und Kind

Einleitend möchte ich eine eigene Kindheitserinnerung wiedergeben:

Als Primarschülerin verbrachte ich die Ferien gerne auf dem Bauernhof meines Onkels im Appenzellerland. Einmal durfte ich bei der Geburt eines Kälbchens mit dabei sein. Alles schien gut gegangen zu sein; mein Onkel aber wartete, wie es mir schien, auf weiteres, und eine gewisse drängende Unruhe in diesem Warten entging mir nicht. Auf einmal wandte er sich mir zu und sagte mit eindringlicher Stimme: «Sie muss es lecken, sonst steht es nicht auf und wird nichts Rechtes.» Ich verstand nichts und verhielt mich ganz still. Mein Onkel begann das Kälbchen mit einem Tuch zu trocknen und zu reiben und setzte dieses Tun stetig fort, während ich abwechselnd in den Schlaf fiel und wieder erwachte.

Was war da vor sich gegangen?

Ashley Montagu, der ein grundlegendes Buch über Körperkontakt geschrieben und darin die Resultate vieler Einzeluntersuchungen zusammengestellt hat, zeigt auf, dass das Lecken der Neugeborenen, das ausser beim Menschen und den grossen Affen bei allen Säugetieren vorkommt, mit dem Reinigen des Jungtieres nichts zu tun hat, sondern etwas fundamental anderes und Lebenswichtiges ist: die intensive Stimulation der Haut, die durch das Lecken geschieht, ist erwiesenermassen notwendig dafür, dass lebenswichtige innere Organsysteme, zum Beispiel für die Atmung, den Kreislauf, die Verdauung und Ausscheidung, aktiviert oder verstärkt werden. Über diese Stimulation der Haut also wird das autonome Nervensystem und damit die Tätigkeit der inneren Organe angeregt und das Überleben des jungen Tieres gesichert. Geschieht dies nicht, so sind die Überlebenschancen für das betreffende Jungtier gering. Tiermütter scheinen das zu wissen. Will ein Lamm etwa aufstehen, bevor die Mutter es fertig geleckt hat, so hält sie es mit dem Fuss nieder; Katzen kennen nach der Geburt von Jungen keine wichtigere Beschäftigung, als sie zu lecken; ein Drittel bis über die Hälfte der Zeit verbringen sie damit.

Ashley Montagu hat sich gefragt, ob es für Menschenkinder Entsprechendes gibt, und sagt: «Ich nehme an, dass die langen

Wehen bei der Geburt ein Äquivalent des Leckens sind. Die Kontraktionen des Uterus stimulieren die Haut des Fötus kräftig und haben dieselbe Wirkung wie das Lecken der Jungen durch das Muttertier.»²⁾ (S. 36) Und er ergänzt, nachdem er verschiedene Belege beigebracht hat, «dass die Wehen eine Art des Streichelns sind, die der Säugling braucht – eine zärtliche Berührung, die in der unmittelbaren nachgeburtlichen Periode und lange danach fortgeführt werden sollte.» (S. 52)

Diese letzte Bemerkung Montagus, die die Wichtigkeit des Körperkontakts in der Beziehung zwischen einer Mutter und ihrem Kind unterstreicht, möchte ich nach diesem Exkurs in den Bereich der Tierbeobachtung noch etwas weiter verfolgen.

Wir müssen uns zwei Gegebenheiten vor Augen halten: Zuerst, dass ein Kind – im Vergleich zu Tierjungen – in einem biologisch in vieler Hinsicht unreifen Zustand geboren wird. (Gewiss kennen Sie den von Adolf Portmann geprägten Begriff von der «physiologischen Frühgeburt»). Die Geburt wird unumgänglich einfach aufgrund der Tatsache, dass der Umfang des kindlichen Kopfes wegen des rasch weiterwachsenden Gehirns sie sonst verunmöglichte. (Das Gehirnvolumen wird im Lauf des ersten Lebensjahres mehr als verdoppelt.) Zweitens ist die Haut der bei der Geburt am feinsten ausgebildete, sensitivste Sinn des Kindes; ein hochentwickeltes Wahrnehmungsorgan mit einer enormen Zahl an Sinneszellen, die dem Gehirn Informationen zuleiten und so zu seiner funktionellen Differenzierung beitragen können.

Aus den beiden Gegebenheiten ergibt sich, dass das neugeborene Kind, das noch lange auf die Sorge seiner Umwelt angewiesen bleiben wird, ein im wörtlichen Sinn *berührungsbedürftiges, aber auch durch Berührung sehr ansprechbares Wesen* ist. Eine Mutter, die ihr Kind streichelt, an die Brust legt, liebkost und herumträgt, schafft damit eine gute, eine unabdingbare Voraussetzung für eine gesunde körperlich-physiologische Entwicklung ihres Kindes; eine Grundlage dafür, dass es die *Erfahrung von einem verlässlichen Körper, in dem es sich beheimaten kann – jetzt und später – macht.*

Ich habe diesen Zusammenhang zwischen der Körpernähe, die Eltern ihrem Kind gewähren, und seiner organisch-physischen Entwicklung akzentuieren wollen, weil ich den Eindruck habe, dass man über ihn, obwohl er so entscheidend wichtig ist, im allgemeinen wenig orientiert ist.

Aber selbstverständlich macht nicht das allein das innige Verhältnis zwischen Eltern und Kind wertvoll.

Schon im Jahr 1958 führten Harlow und Zimmermann ein Experiment mit jungen Äffchen durch, das berühmt geworden ist⁹. In zwei verschiedenen Käfigabteilen, zu denen die Affenkinder ungehindert Zugang hatten, bauten die Versuchsleiter künstliche, aus Draht gefertigte Ersatzmütter auf. Die eine umwickelten sie mit einem weichen Frottéestoff; sie gab aber keine Milch. Die andere wurde nicht eingekleidet, gab aber Milch. Eine Vorrichtung zeichnete automatisch auf, wie lange sich die Äffchen jeweils bei der einen oder anderen Ersatzmutter aufhielten. Die Ergebnisse fielen eindeutig aus: bei der Drahtmutter fanden sich die Äffchen nur ein, um zu trinken, und sie blieben nicht länger, als das Trinken sie beanspruchte. In der übrigen Zeit – während rund zwanzig Stunden im Tag – hielten sie sich nahe bei der Frottémutter auf, schmiegteten sich an sie. Die Anhänglichkeit gegenüber der Frottémutter blieb bestehen, auch als die Äffchen schon älter waren.

Das Experiment vermag deutlich zu machen, wie sehr die Entwicklung von Zuneigung abhängt von erlebtem Berührungsbegaben, wie Harlow das nennt, und wie wenig von der Tatsache des Genährtwerdens allein. Das legt nicht den Schluss nahe, das Stillen von Kindern sei von geringer Bedeutung, weist aber nachdrücklich darauf hin, dass eine Mutter, wenn sie ihr Kind stillt, dies in einer umfassenderen Weise tut als bloss in bezug auf Hunger und Durst. Das *Berührungsbedürfnis* des Kindes entspringt dem *tieferen Bedürfnis nach umfassender Liebe*. Es wird befriedigt in den Armen der Mutter, wenn es beides finden kann: Nahrung und Liebe; «Brot und Rosen».

Es sind solche Erfahrungen des bedingungslosen Geliebtwerdens, die im Menschen den Grund legen für alle spätere eigene *Liebesfähigkeit*. Helm Stierlin drückt das so aus: «Das Wirksamwerden des Prinzips Hoffnung, die Kraft der eigenen Initiative, das Vertrauen darauf, dass der Welt ein Sinn und den Menschen ein positives Echo abzugewinnen sind, beruhen wesentlich darauf, dass am Anfang der Beziehung ein Mensch da war, der das kleine Wesen «liebenswert» fand, der durch seine Liebkosungen und sein Interesse den lebendigen Beweis für den Wert des Kindes brachte – ungeachtet dessen, dass sich das Kind diese Liebe in keinem

rationalen Sinne hatte «verdienen» können. Es wurde geliebt, weil es da war»⁴. Nicht durch Unterweisung kann ein Mensch lieben lernen, sondern durch die konkrete Erfahrung des Geliebtseins; und er kann es auch nicht von einem Tag auf den anderen lernen; die Entfaltung von Liebesfähigkeit braucht Zeit. Die langandauernde Phase, durch die hindurch ein Kind in seiner Entwicklung von nahen Menschen abhängig bleibt, ist für Fritz Riemann nicht einfach eine biologische Tatsache; er wertet sie als die Chance dazu, dass sich menschliche Eigenschaften wie Liebesbereitschaft, Vertrauen, Hoffnung überhaupt ausprägen können⁵.

Einsichten wie diese haben auch schon deutlich zu Praxisveränderungen in Entbindungskliniken geführt. Gabriel Duc, Neonatologe in Zürich, misst selbst bei frühgeborenen Kindern den seelischen Faktoren, der elterlichen Nähe und Zuwendung, ebenso grosses Gewicht bei wie der aufmerksamen medizinischen Betreuung. Wörtlich sagte er in einem Interview für den Tages-Anzeiger: «*Bis vor einigen Jahren hatte der Infektionsschutz der Frühgeborenen erste Priorität. Heute wissen wir, dass ein enger, regelmässiger Elternkontakt bedeutend wichtiger als die sterile Abschirmung des Kindes... Die Gefahr, dass ein Kind wegen veränderter Nähe nicht angenommen werden könnte durch die Eltern, ist viel schwerwiegender als die Gefahr eventueller Infektionen*»⁶.

Was nun die für La Leche Liga International bedeutsame Frage anbelangt, wie lange ein Kind die spezielle körperliche Nähe zur Mutter beim Stillen brauche, beziehungsweise, wann der rechte Zeitpunkt zur Entwöhnung gekommen sei, so ist eine Antwort zugleich schwierig und leicht zu geben. 1971 stellte Montagu fest: «Über den Einfluss frühen (oder späten) Entwöhrens haben wir, was den Menschen betrifft, keine Unterlagen»⁷; und meines Wissens gibt es kontrollierte Untersuchungen hiezu bis heute nicht. Er fährt dann aber fort: «Alles weist darauf hin, dass das Kind erst entwöhnt werden sollte, wenn seine eigene Entwicklung es ermöglicht»; mit anderen Worten, wenn der Anstoss zum allmählichen Verzicht vom Kind selber ausgeht.

Bei der Vorbereitung dieses Vortrages bin ich allerdings bei Erik H. Erikson, einem der anerkanntesten Forscher auf dem Gebiet der psychosozialen Entwicklung, auf einen Gedanken gestossen, der möglicherweise einen wertvollen Hinweis darauf

gibt, dass Kinder nicht schon früh entwöhnt werden sollten⁸. Er unterscheidet zwei Modalitäten im Stillvorgang: Bekommen und Nehmen. Die erste, zu Beginn vorherrschende Modalität scheint weniger problematisch zu sein als die zweite. Das Gute, das es von der Mutter bekommt, befriedigt vorerst das Kind. Wenn es aber etwas älter wird, zugreifen und festhalten möchte und zu zähnen beginnt, stillen viele Mütter ab. Die oralen Forderungen des Kindes verunsichern sie, und aus der Angst, gebissen zu werden, entziehen sie sich dem Kind.

Was bedeutet das für das Kind? In einfachen Worten gesagt, lernt es, dass etwas entgegenzunehmen, was es bekommt, zwar möglich ist; eigene Ansprüche anzumelden und sich etwas nehmen zu wollen aber gefährlich ist; gefährlich darum, weil dieser so geliebte und unentbehrliche Andere sich dann wahrscheinlich entzieht. Dieses Wollen und Nicht-Dürfen aus der Angst um Liebesverlust kann ein Dilemma schaffen, das in einem Menschen ein Leben lang fortbesteht. Ich glaube, es ist nicht zu verkennen, dass es oft hineinspielt in die Liebesbeziehung unter erwachsenen Menschen: im Wunsch, liebend sich vom anderen nehmen zu dürfen, was man möchte, und in der Angst, eben darum von ihm abgewiesen und verstossen zu werden. Der Mensch bescheidet sich dann vielleicht in der Liebe mit dem, was er bekommt; allfällige andere Befürfnisse können nicht integriert und müssen zunehmend mehr abgewehrt werden. Die biblische Erzählung von der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies beleuchtet Erikson unter diesem Blinkwinkel: «*Diese früheste Katastrophe in der Beziehung des Individuums zu sich selbst und zur Welt ist vermutlich der ontogenetische Beitrag zur biblischen Paradiessage, wo die ersten Menschen für immer das Recht verwirkelten, mühelos zu nehmen, was ihnen einst zur Verfügung stand; sie bissen in den verbotenen Apfel und erzürnten Gott.*» (S. 73)

Zweiter Gesichtspunkt:

(An-) Schauen – oder von der Bedeutung des Blickkontakts zwischen Mutter und Kind

Wir besprechen diesen Aspekt kürzer. Vieles, was hier zu sagen wäre, stimmt mit dem eben Besprochenen überein. Auf die besonderen Entwicklungsimpulse aber,

die das Kind aus dem häufigen Blickkontakt mit der Mutter empfängt, wollen wir eingehen.

Gesicht und Augen der Mutter kehren für den Säugling immer wieder. Dadurch, dass sie sich so oft über ihn beugt, ihn in die Arme nimmt und herumträgt, werden ihre Augen zum stabilsten visuellen Reiz, den ein neugeborenes Kind aufnimmt, und es lernt mit seinen eigenen Augen zuerst den Blick der Mutter festhalten. Im Wortsinn finden sie in ihrem Blick den ersten Halt; Bindung ist hergestellt.

Es hat sich gezeigt, dass die Fähigkeit zur *Fixierung des Blicks* eine *Voraussetzung allen Lernens* ist. Die Beweglichkeit des Säuglings verringert sich in solchen Momenten, Aufmerksamkeit und Wachheit werden gesteigert. Das frühe Einstellen des Blicks auf die Mutter erhöht so die Empfänglichkeit des Säuglings für Aussenweltreize überhaupt und schafft die für das Lernen notwendigen physiologischen Grundlagen.⁹⁾ – Im Alltag schon können wir beobachten, dass in ihrem Kontaktbedürfnis zu kurz gekommene Kinder oft nicht gut bei einer Beschäftigung verweilen können und ihren Blick herumirren lassen, oder dass die forschende Neugier eines Kindes ausgeprägter und anhaltender ist, wenn es sich zwischendurch mit einem Blick der Anwesenheit der Mutter versichern, also die ursprünglichste Bindung wieder herstellen kann.

Für die Gesamtentwicklung des Kindes sehr wesentlich, aber nicht leicht mittels der Sprache deutlich zu machen, ist ein weiterer Zusammenhang:

Ein Kind, das genügend Gelegenheit hat, seine Mutter anzuschauen, und das von ihr angeschaut wird, wird in dieser Blickverbindung in einer ersten Weise seiner selbst gewahr. Die Augen des Menschen sind wie Pforten, durch die er durchlässig wird; die seine Ichgrenzen soweit lockern, dass er sich einem anderen Menschen aus der Tiefe heraus mitteilen und auch jenem in sich Raum geben kann. – Klaus und Kennell¹⁰⁾ sprechen von einem «Tanz» der Augen zwischen Mutter und Kind, und dieser intensive Akt der Beziehung scheint grundlegend wichtig zu sein, damit *Selbstgefühl und Selbstwahrnehmung* beim Kind aufkeimen können. Es geht um die zunehmend deutlichere Erfahrung des Kindes, in der Beziehung ein Gegenüber zu sein; eng verbunden mit der Mutter, aber doch losgelöst von ihr. – Die

Einsicht, dass ohne Kommunikation keine Individuation denkbar wäre, ist in der Psychologie schon seit langer Zeit verankert.

Wichtig ist aber nicht nur, dass das Kind sich in den Augen der Mutter erkennen kann, sondern vor allem, wie. – Wenn die Mutter sich über die Gegenwart des Kindes freut, es liebevoll anschaut, wird auch das Kind in seinem Dasein bestätigt; spürt, dass es willkommen ist. Die Augen der Mutter werden so zu einem *Spiegel* für das Kind, für den menschlichen Wert, den es für andere und damit für sich selbst haben kann. Das *Selbstwertgefühl* eines Menschen baut sich auf aus der Erfahrung, von anderen wertgeschätzt, geliebt und angenommen zu werden. – In seiner Betrachtung über 'Urdistanz und Beziehung'¹¹⁾ schreibt Martin Buber: *«In seinem Sein bestätigt will der Mensch durch den Menschen werden und will im Sein des anderen eine Gegenwart haben. Die menschliche Person bedarf der Bestätigung, weil der Mensch als Mensch ihrer bedarf. Das Tier braucht nicht bestätigt zu werden, denn es ist, was es ist, unfraglich. Anders der Mensch: aus dem Gattungsbereich der Natur ins Wagnis der einsamen Kategorie geschickt, von einem mitgeborenen Chaos umwittert, schaut er heimlich und scheu nach einem Ja des Seindürfens aus, das ihm nur von menschlicher Person zu menschlicher Person werden kann; einander reichen die Menschen das Himmelsbrot des Selbstseins».*

Nicht alle Kinder werden so bestätigt; und René Spitz und andere, die so eindringlich das Hospitalismussyndrom bei emotional früh verwahrlosten Heimkindern beschrieben und dokumentiert haben,¹²⁾ machen darauf aufmerksam, dass solche Kinder oft einen starren, bohrenden Blick haben, als suchten sie verzweifelt nach einem Ort, wo sie ihn festmachen können, oder aber – wenn schon tiefe Resignation sie erfasst hat – den Blicken anderer Menschen sofort scheu ausweichen oder mit einem leeren Blick durch sie hindurchzuschauen scheinen («Radar-Gaze»). Es ist, als wagten sie es nicht mehr, sich auf Blicke einzulassen, vielleicht, um sich so wenigstens vor neuen Enttäuschungen zu schützen. – Was es für ein solches Kind heisst, auf Liebe, die wirklich es meint, fast vollumfänglich verzichten zu müssen, sich durch keinen anderen Menschen als lebenswürdig und als einzigartiges Individuum gespiegelt zu sehen, können wir wohl

kaum ahnen. Gewiss aber ist der Aufbau eines stabilen Selbstwertgefühls dadurch empfindlich gestört.

Sicherlich ist Ihnen der altgriechische Mythos von dem schönen jungen Mann Narcissos nicht unbekannt; wie er da sitzt, versunken in die Betrachtung seines sich auf der Wasseroberfläche spiegelnden Gesichts. Er ist in unserer Kultur ein Urbild des beziehungslosen, einzig auf sich selbst bezogenen (eben narzisstischen) Menschen. – Ich glaube, dass es ein Irrtum ist, Narcissos für einen in sich selbst verliebten Menschen, wie es manchman heisst, zu halten. Vielmehr ist es ein bohrender Zweifel, der ihn immer wieder zum Wasser und zum Bild von sich treibt. Und der Zweifel bleibt unauflöslich, denn was Narcissos sieht, sind immer nur die eigenen fragenden Augen; ein Echo bekommt er nicht und kann darum auch sich selbst nicht lieben. Mit dem Zweifeln müssen bleibt auch unstillbare Sehnsucht; Narcissos ist, als der unbezogene Mensch, ruhelos und verzweifelt.

Dritter Gesichtspunkt:

Sprechen – oder von der Bedeutung der sprachlichen Beziehung zwischen Mutter und Kind

Was sollen – so mag es Ihnen durch den Kopf gehen – Ueberlegungen zur Sprache, mit deren Aneignung wir fraglos ein Leben lang beschäftigt sind, in einem Vortrag über Säuglinge und Kleinkinder? Sie verstehen ja noch nichts oder kaum etwas, von Sprechen ganz zu schweigen. – Solche Einwendungen wären richtig, aber nicht in jeder Hinsicht. Lassen Sie uns Weniges nur noch näher bedenken.

Im Verlauf der Siebziger und Achtziger Jahre ist es verschiedenen Forschern gelungen nachzuweisen, dass ein Fötus im letzten Drittel der Schwangerschaft auf Geräusche reagiert, bei der Geburt ein schon gut entwickeltes Hörvermögen hat und beispielsweise seine Bewegungen dem Rhythmus der mütterlichen Stimme anpasst.¹³⁾ De Casper hat in einem Experiment sogar zeigen können, dass Säuglinge schon in den ersten Lebenstagen die Stimme ihrer Mutter von anderen Stimmen zu unterscheiden vermögen und jene der Mutter am liebsten hören. (Durch Saugen an einem Nuckel konnten die Säuglinge Tonbänder einschalten; sie reagierten nur dann mit erhöhtem Interesse, wenn die Stimme ihrer Mutter zu hören war.)¹⁴⁾ – So

wie die körperliche Nähe der Mutter und ihr auf das Kind gerichteter Blick, so stiftet auch ihre *Stimme ein frühes Band der Beziehung* mit dem Kind; und was man für blosser mütterliche Begeisterung halten könnte, wenn sie nämlich spontan mit ihrem Baby spricht, hat einen Sinn und ist dem Kind offenkundig wichtig.

Gewiss ist es so, dass Kinder die lexikalische und grammatische Bedeutung der Sprache bis weit über das erste Lebensjahr hinaus nicht oder nur bruchstückhaft verstehen. Dennoch erfassen sie intuitiv oft den *emotionalen Gehalt* dessen, was sie hören. Für das, was gefühlsmässig im Reden mitschwingt, auch etwa für die Echtheit oder Unehchtheit von Gesagtem, sind Kinder hoch empfänglich. – Auch ein ganz kleines Kind kann zu weinen beginnen, wenn die Eltern sich streiten, und es muss nicht einmal laut zugehen; es beruhigt sich erst, wenn es mit den Eltern wieder in Ordnung gekommen ist. – J.D. Salingler erzählt eine Episode, die so schön ist, dass ich sie Ihnen gern vortrage:

«Eines Abends, vor ungefähr zwanzig Jahren, als unsere ausserordentlich grosse Familie Opfer einer schweren Mumps-Epidemie war, schob man meine jüngste Schwester Franny in ihrem Stubenwagen in das desinfizierte Zimmer, das ich mit Seymour, meinem ältesten Bruder, teilte. Ich war damals 15 Jahre alt, Seymour war 17. Gegen zwei Uhr morgens weckten mich die Schreie des Babies. Ich verhielt mich einige Minuten lang völlig ruhig und lauschte diesem Lärm, bis ich hörte oder fühlte, dass sich Seymour über das Bett an meiner Seite beugte. Damals liessen wir auf dem Nachttisch zwischen unseren Betten ständig eine elektrische Lampe stehen, für den Notfall, der meiner Erinnerung nach nie eintrat. Seymour knipste diese Lampe an und stand auf. – «Das Fläschchen steht auf dem Ofen, hat mir Mama gesagt», bemerkte ich. – «Ich habe es ihr gerade gegeben», erwiderte Seymour, «sie hat keinen Hunger». Er ging zur Bücherwand und liess den Lichtkegel langsam über die Bücherreihen gleiten. Ich setzte mich in meinem Bett auf. «Was hast du vor?» – «Ich habe mir gesagt, dass ich vielleicht versuchen könnte, ihr etwas vorzulesen», entgegnete mir Seymour, während er ein Buch nahm. – «Mensch, sie ist doch erst 10 Monate alt!» wandte ich ein. «Das weiss ich wohl», erwiderte Seymour. «Weisst du, auch Babies haben Ohren zum Hören». Die Geschichte, die Seymour

an jenem Abend Franny im verschwommenen Licht einer Taschenlampe vorlas, war eine seiner Lieblingsgeschichten, eine taoistische Erzählung. Noch heute schwört Franny bei ihrer Ehre, dass sie sich sehr genau an die Stimme von Seymour erinnert».

In der Kommunikation unter Erwachsenen spielt die Fähigkeit, auch Nicht-Wortsprachliches zu berücksichtigen, ebenfalls eine erhebliche Rolle, nur machen wir uns diese Ebene meist weniger deutlich bewusst als die sprachliche. Ein Beispiel: Nehmen wir an, es sagte jemand zu uns: «Das Leben meint es gut mit mir, ich bin glücklich und zufrieden»; er sagte dies aber mit einer fast tonlosen Stimme, während er in einem Stuhl sass mit zusammenengesunkenem Oberkörper und zu Boden geneigtem Kopf, so hielten wir wohl richtigerweise für wahr, was Stimme und Körper, und nicht der Mund, sagten. Und eben darin wäre uns eine Fähigkeit erhalten geblieben, die wir schon als kleine Kinder alle hatten.

Wir kommen zum Schluss:

Lieben sei «ganz schlicht der Wunsch, einem anderen wohlzutun zu wollen», sagt Fritz Riemann.¹⁵⁾ Ich denke, dass alles, was ein Kind in seiner Selbstwertung unterstützt und es gleichzeitig befähigt zum mitmenschlichen Umgang mit anderen, wohlgetan ist. Eine Mutter, die die Bedürfnisse ihres Kindes einfühlsam wahrnehmen und liebevoll auf sie eingehen kann, leistet hierzu vielleicht das Wesentlichste. So verstandene Liebe wird den, der sie empfängt, auszeichnen und verpflichten, weil sie ihm den Glauben an sich selbst und an das Leben gibt.

Ein indisches Sprichwort hat den Wortlaut:

Solange die Kinder noch klein sind,
gib ihnen tiefe Wurzeln;
wenn sie älter geworden sind,
gib ihnen Flügel

Besseres als tiefe Wurzeln und kräftige Flügel kann man einem Kind – meine ich – nicht wünschen.

Anmerkungen:

- 1) R. St. Barbe Baker, Kabongo, New York 1955, S. 18
- 2) Ashley Montagu, Körperkontakt, Stuttgart 1987
- 3) H. F. Harlow u. R.R. Zimmermann, The Development of Affectional Responses in Infant Monkeys, Proceedings, American Philosophical Society, 102, 1958, S. 501
- 4) Helm Stierlin, Das Tun des Einen ist das Tun des Andern, Frankfurt a.M. 1972, S. 94f.
- 5) Fritz Riemann, Die Fähigkeit zu lieben, Stuttgart 1982, S. 18
- 6) Tages-Anzeiger-Magazin vom 30. 7. 1988
- 7) vgl. 2), S. 58f.
- 8) Erik H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1965, S. 66ff.
- 9) Untersuchungsreferate in Arno Gruen, Der frühe Abschied - Eine Deutung des Plötzlichen Kindstodes, München 1988, S. 124
- 10) Klaus M. H. u. Kennell J. H., Parent-to-Infant Attachment, in Maternal Infant Bonding, Mosby, St. Louis 1976
- 11) Martin Buber, Urdistanz und Beziehung, Heidelberg 1965, S. 36f.
- 12) Spitz R. A., Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1969 Meierhofer M. und Keller W., Frustration im frühen Kindesalter, Bern 1966
- 13) Vgl. z. B. Tomatis A. A., Der Klang des Lebens, Reinbek b. H. 1987
- 14) De Casper A. J. und Fifer W. P., Of Human Bonding, in Science, 208, 1174, 1980; ref. nach Gruen, vgl. 2)
- 15) vgl. 5), S. 9